

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 20. Oktober 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 10.

Jugend.

O sage nie: Ich werde sein...
Sag' muthig nur: Ich bin!
Schau nach der Zukunft blauem
Schein,
Nicht voll Erwartung hin.

Heut' bist Du jung, heut' bist Du
hart,
Heut' spricht der wilde Sinn.
Das frische Blut, das beste Mart,
Wib's heute, heut' noch hin!

Juchhe! Hörst Du des Hornes Ruf?
In Flammen steht die Welt!
Am Thore scharrt des Rosses Fuß!
Heut' bist Du Krieger, Held!

Das ganze Leben seh' es ein
In jedem Augenblick!
Nichts aufgespart für künft'ges Sein,
Für kommenden Geschick!

Wer weiß, ob Du noch morgen hier,
Ob heut' der Tod Dich küßt!
Was folgt von allem Wesen Dir!
Wenn Du gefordert bist?

Auf jenem neuen Sterne gilt
Für Dich, o Freund, allein —
Nicht, was zu werden Du gewollt,
Nein, was Du wagst zu sein!

Brennende Liebe.

Novellette von Th u s n e l d e
S c h u f t e r.

Roth, brennend roth leuchteten die
Blüthen, die weit über das Dach hin-
abhängen. Wie Blutstropfen, ehe sie
fallen, sah es aus. Wenn man die
Straße herauf kam, erblickte man von
fern die rothen Geranien. In der
ganzen Nachbarschaft gab es kein
zweites Fenster, das so schön ge-
schmückt war.

Des Fledschusters Wermann Blum-
men waren wegen ihrer Schönheit be-
kannt und bewundert. Aber noch mehr
bewundert wurde Lydia, seine Toch-
ter. Sie war so fein und so zart,
daß man nicht aus der Verwunde-
rung herauskam, wie solch ein Wesen
in dieser groben Umgebung leben
konnte.

Ihre Augenbrauen wölbten sich rein
gezeichnet zu zwei herrlichen Bogen
über tiefblaue Augen, die einen feuch-
ten Glanz hatten. Ihre Wangen wa-
ren zart roth angehaucht, als ob der
Dunst blühender Rosen sie überzogen.
Eine Elfe schien sie.

War es da ein Wunder, daß
fämmelnde Blumenherzen hinter Lydia
herklopfen? Sie wußte es auch und
schien es gar nicht anders zu erwar-
ten. Sie lächelte jedem zu. Ihr
Bachschiller war jedem geöffnet, je-
dem schenkte sie etwas davon.

Natürlich fanden die bösen Jungen
darum Lydia unausstehlich und höchst
töftelt und gaben dem Vater einige
bissige Rathschläge. Aber der Fled-
schuster lächelte. „Meine Lydia thut
nichts Schlechtes. Die Kleiderchen hat
sie noch alle von ihrer armen Mutter
und die Schuhchen habe ich ihr selbst
genäht.“ fügte er stolz hinzu. „Sie
hat weiße Schuhchen so gern und paß-
sen sie ihr nicht an die kleinen Füß-
chen?“ Mutter klopfte der Schuster
die Stifte weiter in die Sohle. Tid,
tid, tid, schallte es aus dem Manfar-
denfenster. Nein, auf seine Lydia
ließ er nichts kommen. Was hatte er
dann auch sonst? Sein Weib mußte
er hergeben, seine Jungens wurden
ihm auch entziffen, alle an der tücki-
schen Schwindsucht. Nur noch Lydia
blieb ihm. Er hatte das Kind wie
ein nacktes Vögelchen pflegen und füt-
tern müssen. So schwach war es in
den ersten Jahren gewesen.

Nun sprang Lydia wie ein Reh,
war munter wie die Schwaben, die
Abends jauchzend ihr Lied tanzen.
Und weil sie die rothen Blumen so
liebte und sich nie genug über die
brennende Liebe freuen konnte, darum
pflegte er die Geranien so gern.

Lydia vergalt die Liebe doppelt
und dreifach ihrem Vater. Sie hing sich
zärtlich an seinen Arm, wenn sie
Sonntags spazieren gingen, und er-
zählte ihm alle Freuden, die ihr jun-
ges Mädchenherz in der Woche gesam-
melt hatte. Ihr Herz schien nicht an-
ders, als lieben zu können. Und ihre
Lippen, die doch auch so roth wie die
Geranien vor dem Fenster waren,
öffneten sich leise, als seien sie immer
zu küssen bereit.

Auf einmal wurde es anders. Der
Herbst hatte mit harter Faust an den
Blumen geaukt und viele geknickt
und gebrochen. Das Manfarfenster
war nun leer. Aber wenn der
Fledschuster, in der Hand das
schwarze, geknickte Tuch, in dem er
die fertigen Schuhe forttrug, auf die
Straße trat, blühte er doch hinauf

nach dem Fenster. Hinter den Schei-
den nichte Lydias blaues Gesichtchen.
Sie hatte sich erkältet und durfte nicht
spazieren gehen. Den ganzen Winter
verbot es der Arzt. Dann als das
Frühjahr kam und der Vater die ge-
liebten Geranien treiben sah, wurde
Lydia so müde, daß sie gar nicht mehr
aufstehen mochte. „Willst Du nicht
Dein weißes Kleidchen anziehen?“
Lydia, die brennende Liebe blüht wie-
der, noch schöner wie sonst. Von der
Straße kann man es am besten sehen.
Roth ist unser Fenster — magst Du
es nicht sehen?“

Lydia blühte mit großen Augen ih-
ren Vater an. „Ich bin so müde.
Ich möchte schlafen. Bist Du mir
böse? Liebst Du mich noch?“
Da lächelte er glücklich. „Ich liebe
Dich, Kindchen, schlaf nur, morgen ist
es anders. Dann feiern wir blauen
Montag.“

Leise ging er in seine Werkstatt
und hämmerte die Stifte in die Sohl-
en. Tid, tid, schallte es, doch lang-
sam und immer leiser. Lydia schlief
immer. Wenigstens dachte das der
arme Mann, denn wenn er noch ihr
sah, waren ihre Augen geschlossen.

Der Arzt machte ein ernstes Ge-
sicht, nachdem er Lydia untersucht
hatte. Als er ging, brüllte er die
schwierige Hand des Fledschusters und
sprach: „Lassen Sie sie nicht's mer-
ken, damit sie glücklich stirbt.“

Da zuckte es im faltigen Gesicht des
Vaters. Er ging in eine Ecke und zog
sein rothes Schnupftuch und wuschte
sich die Augen. „Sie darf nichts
wissen, damit sie glücklich stirbt.“
Und er setzte sich an das Bett seiner
Lydia und erzählte ihr, wohin sie zu-
sammen spazieren würden, wenn sie
wieder munter sei. Dann fragte wohl
Lydia: „Hast Du Heinrich gesehen,
weißt Du, er wohnt an der Ecke —“

„Er fragt immer nach Dir.“
„Der Fritz auch? Und der Karl —
er war eigentlich der hübschste. Ach
nein — der Ewald, der war größer,
er ging auch schon in die Oberprima.“
Und sie nannte noch viel mehr Bubens-
namen und fragte nach ihnen und
lächelte und freute sich, daß sie alle ihr
Grüße bestellte hatten.

In einer warmen, hellen Sternens-
nacht, als unten im Garten die Nach-
tigall ihr süßes Lied sang, flog Ly-
dias Seele himmelwärts.

Die Nachbarn meinten, nun müs-
ten sie den armen Mann trösten. Aber
als sie in die kleine Manfarde traten,
fanden sie ihn auf dem Schemel sitzen
mit einem stillen Lächeln im Gesicht,
und ringsum leuchteten die Geranien.
Die feine, zarte Mädchenhand schien
wie in ein rothes, wogendes Meer ge-
bettet zu sein.

Schüchtern hatte es schon am Mor-
gen an die Thür geklopft und Hein-
rich, der an der Ecke wohnte, und
Fritz und der große Ewald und die
anderen Bubens, alle waren gekommen
mit einem Blumenstod Brennende
Liebe im Arm. Die ganze Nachbar-
schaft, die ganze Straße sandte roth-
blühende Geranien. Und lächelnd
dankte der Fledschuster und wuschte
sich mit dem rothen Schnupftuch die
Tränen aus den Augen. „Was wird
meine Lydia ein glückliches Sterben
haben!“

Sie war ihm noch nicht gestorben,
solange er sie sehen konnte und ihr
Liebe erweisen.

Aber als der Sarg geholt wurde,
als all die rothen Blüthen verschwanden
— beugte sich des Fledschusters
Kopf tiefer und tiefer. Draußen auf
dem Friedhof war er nicht zu halten.
Er wollte mit in das Grab, er wollte
bei seinem Kind bleiben. Da fohle
ihn eine junge Frau an der Hand.
„Kommen sie erst noch mal mit nach
Haus, vor dem Manfarfenster ste-
hen ja noch Geranien. Die müssen
Sie noch holen, Lydia hatte sie doch
am liebsten.“

„Ja, ja,“ nickte er und ließ sich
willenlos von der Nachbarin nach
Haus führen.

Wie öde, wie leer war es da. Er
hätte nicht an Speise und Trank ge-
dacht, wenn ihm nicht die junge Frau
einen starken Kaffee getocht und ihm
in ihrer Küche gebedet hätte. Sie hatte
erst vor ein paar Monaten ihren
Mann verloren, der bei einem Bau-
verunglück war. Sie wußte, wie
solche Wunden schmerzen und sie wund-
dete sich gar nicht, daß sich der
Fledschuster tagelang nicht nach dem
Friedhof zu Lydias Grab getraute.

Wenn aber die Nachbarin fragte,
wann er die Geranien vom Fenster
hin auf das Grab tragen wollte,
wehete er hastig ab. Die Blumen, an
denen seine Lydia mit besonderer
Zärtlichkeit gehangen hatte, auch noch

herzugeben, schien ihm eine Unmög-
lichkeit. Dann blieb ihm ja gar nichts,
gar nichts mehr von Lydia, von ihrem
Seelchen.

Die junge Wittve, die ja zu dem
Grab ihres Mannes oft ging, pflegte
Lydias Ruhestätte. Einst kam sie heim
und erzählte dem Mann, daß der Hü-
gel von Lydia ganz und gar roth sei.
„Alle Geranien haben Wurzel geschla-
gen. Nur ein Fleckchen am Kopfende
ist noch leer — da steht man noch
schwarze Erde.“

Da horchte der Mann auf. Ein
Stückchen schwarzer Erde ist noch zu
sehen! Das ließ ihm keine Ruhe.
Eines Tages, als die Frau wieder
vom Friedhof kam, begegnete ihr der
Fledschuster. Er hatte seinen schwar-
zen Gehrock an, der ihm viel zu kurz
und zu eng war, und in den Armen
rechts und links trug er rothe Geranien-
köpfe. Sein faltiges Gesicht nickte
über die Blumen weg, ihr zu. „Ich
muß doch meiner Lydia die brennende
Liebe bringen, sonst thut ihr die
schwarze Erde weh.“

Aber nun war das Manfarfenster
ganz todt, ganz leer. Wenn er
sich auf der Straße umwandte und
hinauf sah, war ihm, als blide ein
todtes Auge auf ihn. Das fuhr ihm
durch und durch.

Seinen munteren Hammerschlag,
das regelmäßige tid, tid, tid, hörte
Niemand mehr. Und doch war genug
Arbeit vorhanden. Denn Fritz und
Heinrich und Ewald und die anderen
Bubens brachten jetzt noch ihre Schuhe
zum Besohlen und ließen sich von
Lydia erzählen, und jeder glaubte
dann, der alleinige Erborzogene von
dem schönen Mädchen gewesen zu sein.
Der Vater erzählte ja mit besonderem
Nachdruck, daß Lydia nach ihm ge-
fragt habe.

Ja, Arbeit gab es genug, aber er
schaffte doch nichts. Er hätte die fer-
tigen Schuhe forttragen müssen und
dann immer und immer nach den leer-
en Fenstern gesehen.

Die junge Wittve, die die Schwäche
des armen Fledschusters kannte, suchte
ihn zur Arbeit anzuspornen. Sie
zeigte ihm, wieviel Schürzen sie heute
wieder genäht habe. „Und wenn Sie
Näht geben, können Sie meine Näh-
maschine durch die Wand hören —
dazu müssen Sie den Takt klopfen —
dann geschwinde, bei mir und bei
Ihnen,“ lachte sie.

So begann er denn wieder den
Hammer in die Hand zu nehmen. Es
ging aber langsam, sehr langsam. Die
Freude fehlte, und einen tiefen
Schmerz, den er hatte bekämpfen
müssen, empfand er auch nicht. Er
hatte schon zu viel verloren. Er war
abgestumpft und gleichgiltig geworden.

Dann kam er eines Tages mit einem
Ausgang wieder heim und blühte mecha-
nisch nach oben. Wie gelendet blieb
er stehen. Roth leuchtete es vor seiner
Manfarde. Er lächelte hastig die Fen-
ster, ob er sich auch nicht irre. Doch
es war kein Versehen.

Und als er hinaus geeilt kam, fand
er die Wittve in seiner Werkstatt, die
sie auftraumte. „Heute ist doch Lydias
Geburtsstag,“ lächelte sie ihm zu.

Von der Zeit an gingen sie zusam-
men auf den Friedhof. Und dann
sprach eines Tages der Fledschuster
und hüpfelte verlegen. „Ich meine,
zwei Fenster mit Brennender Liebe
sehen schöner aus — wenn Sie nichts
dagegen haben — ich kann auch
Brod für zwei schaffen!“

Er hielt ihr seine barten Arbeits-
hände hin. Die Näherin lächelte und
zeigte ihm ihre Hand. „Sie ist zwar
nicht so fein und zart wie Lydias ihre
— aber —“

Da lachte der Mann glücklich auf
und griff schnell nach der zerfetzten
Frauenhand. „Aber sie versteht,
Brennende Liebe zu pflegen — nicht
wahr?“

„Ja ja, dann freilich!“

Alter Herr, den in einer dunklen
Straße und zu später Stunde ein
Spießhube aufhält, mit zitternder
Stimme zu diesem:
„Lassen Sie mich doch gehen, das
Bischof, was ich bei mir habe, kann
Sie doch nicht glücklich machen. Den-
ken Sie an Ihre alte Mutter.“
Spießhube: „Das zieht nicht, alter
Knabe. Ich hab' keine Mutter, ich
bin ein „Incubator-Baby.““

Auch ein Grund.

„Womit wollen Sie die Eingabe
wegen der Gehaltserhöhung eigentlich
begründen?“
„Aber ich bitte Sie, Alles ist doch
theurer geworden, die Wohnungs-
miethe, die Lebenshaltung, die Klei-
der... und außerdem habe ich gestern
Abend drei Dollars im Stat verlor-
nen!“

Eine geheimnißvolle Expedition durch den Kongo-Urwald.

Gerda Drachmann, die Tochter des
vor 3 Jahren gestorbenen dänischen
Dichters Holger Drachmanns, die mit
einem höheren Beamten des Kongo-
staates verheiratet ist, hat mit ihrem
Gatten eine ebenso anstrengende wie
gefährliche Expedition durch den
großen zentralafrikanischen Urwald
unternommen, den Stanley zuerst
durchquerte, und dessen Schreden
der große Afrikaforscher überaus
anschaulich geschildert hat.

Auch Gerda Drachmann — sie schreibt
unter ihrem Mädchennamen — weiß
von dieser gefährlichen Reise, die in
dieser Ausdehnung vorher niemals eine
Frau unternommen hat, in Posten
sehr viel des Interessanten zu er-
zählen. Sie schildert dabei nicht nur,
wie es Frauen so häufig tun, die Ein-
brüche, die die grandiose Wildnis auf
sie ausgeübt hat, sondern sie beweist
auch einen offenen Blick für die Eigen-
art der Bevölkerung und das an hu-
morvollen Jagen so reiche Leben der
Neger. Auch den Freuden der Groß-
wildjagd ist die mutige Dame nicht
unzugänglich; sie hat eine solche wäh-
rend der Fahrt auf dem Kongo erlebt.
Diese Fahrt fand auf Piroquen statt,
ausgehöhlten Baumstämmen von etwa
20 Fuß Länge die eine bedeutende
Tragfähigkeit besitzen. Die Weissen
halten sich, so erzählt Gerda Drach-
mann, auf der Fahrt unter einer Art
Baldachin mitten im Boot auf, um ge-
gen die Sonnenstrahlen geschützt zu
sein. Gleichzeitig ist für der Europäer
dem abföhrlichen Geruch entriekt, den
die mit Palmöl eingemischten Kör-
per der Schwarzen ausströmen.

Der Wasserstand des Kongo ist sehr
verschieden, manchmal ist er so niedrig,
daß die Schwarzen mit vor Angst
hervortretenden Augen ins Wasser
müssen, um das Boot zu ziehen. An
anderen Stellen ist der Strom rei-
chend. Gelegentlich tollierten wir,
berichtet die hübsche Touristin, mit un-
hertretenden Baumstämmen, die un-
ser Boot einake zum Kentern brach-
ten. Da es im Wasser von Krokodilen
und Flussperlen wimmelte, so wäre
eine unvorsichtige Wasserpantelime
gerade kein Vergnügen gewesen.

Meine Sehnsucht, einer Elefonten-
jagd beizunehmen, wurde überaus
rasch erfüllt. Es ist ein spannen-
der Sport, den vielleicht noch nie
eine weiße Frau im Kongo mitgemacht
hat. Einnes Tages, während der Mit-
tagsruhe, als sich die Aenderer ein we-
nig ausruhten, hemerkten wir auf
Ufer zwei gewaltige Elefanten. Laut-
los glitten wir, mit gespanntem Laut-
sinn die Nähe der Tiere. Durch unsere
Schiffe wurde der Rulle verdeckt,
während das Weibchen, das augen-
scheinlich tödlich verwundet war, sich
vor anferem Kanoe ins Wasser stürzte.
Zum Glück fiel uns das rasende Tier
nicht an, es wurde von der Strömung
weitergeführt. Wir ihm unter ständi-
gem Schießen nach, als wir zu unser-
ren Entsetzen bemerkten, daß die Pa-
tronen verbraucht waren, und daß sich
die Referrnation in einer der folgen-
den Piroquen befand. Gleichzeitig
streckten zwei Flussperle ihre häßli-
chen Köpfe über die Wasserfläche —
gerade keine angenehme Nachbarschaft
ohne Patronen. Wir waren jetzt mit
dem Fluß der Elefant änderte die
Richtung und schien uns zu zusam-
men. Hätte das verwundete Tier un-
erreicht, so hätte es uns sicherlich ins
Jenseits geschickt. Es war ein span-
nender Moment, und die Schwarzen,
die bei jeder Gelegenheit gleich den
Kopf verlieren, taten natürlich das
Gegenteil von dem, was wir ihnen zu-
riefen. Glücklicherweise kam das Ka-
noe mit den Patronen, und wir fühl-
ten uns wieder als die Herren der Si-
tuation. Aber erst nach 28 Schüssen,
und als wir ihm so nahe waren, daß
ich den riesigen Körper mit meiner
Lanze ragen konnte, erhielt das ge-
waltige Tier von meinem Manne den
Schandhock! Rasch ergriffen wir den
Schanz des verendeten Dichhäuters,
damit der Strom es uns nicht entfüh-
ren sollte, und in dieser wenig impo-
nierenden Stellung zogen wir den Ka-
noe hinter uns her bis zum nächsten
Dorf, wo uns die Eingeborenen mit
wilden Freudenbeulen empfingen.
Mehrere Tage herrschte über den Ries-
senbraten Feststimmung.

In Fandi-Sadi erwarteten uns un-
sere Träger mit Maultieren, und be-
gann der Marsch durch den Urwald.
Es ist schwer, so geht Gerda Drach-
mann ein, sich im Sattel zu halten,
wenn herunterhängende Äste, vom
Blitz gespaltenen Baumstämme und ein
undurchdringliches Gemirr von Wan-
zen oft den Weg versperren. In Sta-
munda mußten wir unsere Maultiere

zurücklassen, da die Wege jetzt beinahe
unpassierbar wurden. Vier starke Ne-
ger mußten mich tragen, aber oft war
ich gezwungen, wie alle anderen, auf
assen Vieren zu kriechen. Die Aus-
dauer der Träger während dieser an-
strengenden Reise war imponierend.
Ganz erschöpft kamen wir nach Ansu-
qu, dem Ziel unserer Reise; ich war
das erste weiße Weib, das diese Gegen-
den betreten hatte. Unser Einzug in
Ansuqu glich einem Triumphzug.
Der Negerhäuptling kam uns entgegen-
gelassen, löste meine müden Trä-
ger ab und in rasendem Galopp ging
es dem im Tale liegenden Ort zu. Hier
war es lachend schwarz von Eingeborenen,
die sich alle herbeidrängten,
um ein weißes Weib zu sehen. Die
ganze Horde stimmte ein Freudenge-
heul an; jeder wollte der erste sein,
mich willkommen zu heißen, und Hun-
derte schwarzer Arme streckten sich
aus, um mich in unser Haus zu tra-
gen. Hinter uns lag der große Ur-
wald, den Stanley mit so erschreden-
den Bildern geschildert — unsere 2000
Meilen lange Reise durch das Kongo-
gebiet war hier zu Ende.

Frau Drachmann macht den vielen
abenteuerlichen Geschichten ein Ende,
die von heimkehrenden „Helden“ auf
Kosten der Wahrheit verbreitet wer-
den. Sie weist darauf hin, daß in den
letzten zehn Jahren große Veränderungen
stattgefunden haben. Der Neger
hat es verstanden, sich ins Unvermei-
liche zu fügen und hat wohl auch ein-
sehen gelernt, daß die Verwaltung der
Weissen ihm Nutzen bringt. Trotz der
noch vorhandenen wilden Stämme,
die sich dem Willen der Weissen wider-
setzen, sagte die Touristin, ist die persö-
nliche Sicherheit hier draußen größer
als in einer zivilisierten Großstadt
voller Apachen und Diebe. Ich be-
hauptete sogar, daß eine Frau allein
durch den Kongostaat reisen könnte,
ohne von den Eingeborenen befehligt
zu werden. Wenn man ihre Sprache
spricht und ihnen ohne Furcht oder
Unwillen entgegenkommt, so empfindet
man nur Vergnügen daran, diese geist-
reichen Naturkinder in ihrem Lande zu
beobachten. Empörend ist jedoch ihre
Grausamkeit gegen Tiere. Wenn ich
sie sah, gefangene Tiere gleich zutöten
und nicht gedankenlos zu quälen, an-
worteten sie nur mit einem Achselzuck-
en.

Den ersten veritablen Menschenfresser
sah ich gefangen in Ponthierville.
Es war der Negerhäuptling Kiva-
bone, der im blinden Haß gegen die
Araber — ein Haß, der nicht ganz un-
begründet war, da die Araber ihm
seine Frauen geraubt hatten — mit
seiner Leuten zwölf Araber im Schlaf
überfallen und dann verpeißt hatte.
Er war ein kräftig gebauter Neger
mit spitzgekeilten Zähnen, häßlichen
Tätowierungen und unsicheren Blicken.
Nach der tagelangen Jagd, die
man auf ihn gemacht hatte, sah er zu-
sammengesunken in der Zelle. Auf
meiner langen Reise kam ich jedoch
meist in Berührung mit friedlichen
Stämmen und hatte Gelegenheit, ihre
Sitten und Gebräuche zu studieren.
Besonders originell sind bei einigen
Stämmen die Hochzeitsriten. So-
bald die junge Negerin erwachsen ist,
verbringt sie sich im Walde, während
ihre zünftiger Mann sich nach der el-
terlichen Hütte begibt. Gegen Sonnen-
untergang wird die schüchternere
Brau geholt und ihrer Mutter wieder
zugeführt. Und nun beginnt ein
Tanz, das einen Monat anhält.
Während dieser ganzen Zeit faßt das
junge Paar, oder es darf höchstens et-
was amerikanisches Del den frugalen
Mahlzeiten zusehen. Am Tage vor
der Hauptfeierlichkeit muß die Braut
ein totes Huhn rupfen, um damit dem
Manne ihre Untertänigkeit zu beweisen.
Dann wird sie entkleidet, auf die
Erde gelegt, und die ganze Gesellschaft
treibt und schlägt sie. Zuletzt muß sie
mit einem gefüllten Wassergefäß auf
dem Kopfe herumtanzen, und wenn
das Gefäß herunterfällt, gibt es wie-
der Prügel. Auf diese Weise soll sie
lernen ihre Hausfrauenpflichten zu er-
füllen. Bei der eigentlichen Hochzeit,
die am nächsten Tage stattfindet,
überreicht der Schwiegervater dem
Ehemann einen Pfeil mit der Auffor-
derung, ihn für den zu gebrauchen,
der ihm seine Frau abwendig machen
will. Oft kommt es auch vor, daß
sich die junge Frau weigert, mit ihrem
Manne zu sprechen, bis er ihr durch
zahlreiche Geschenke die Zunge gelöst
hat. Sehr komisch mutet bei einigen
Stämmen das Verhältnis zwischen
Schwiegermutter und Schwiegerohn an.
Um nämlich den auch bei den
Negern augenscheinlich üblichen Streit-
igkeiten zu entgehen, darf der Schwie-
gerohn niemals ohne Zustimmung eines
Mittelsmannes mit seiner
Schwiegermutter sprechen. Und wenn
sie sich draußen begegnen, so sezt er

sich nieder, indem er ihr den Rücken
zukehrt.

Eines Abends, oben in den Bergen
keim Kion-See, tauchte ein alter Ne-
gerhäuptling auf, der zwanzig Tage
marschiert war, um auch einmal die
weiße Frau zu sehen, deren Ruf sich
anscheinend weithin verbreitet hatte.
Er war nackt bis auf ein Leoparden-
fell, trug um den Hals eine Reihe Leo-
pardenzähne und ein geschmaddoltes
Armband von drei getrockneten Hüh-
nerknochen. An den Fingern hatte er
viele Eisenringe, so daß er die Hand
nicht schließen konnte. Er nickte mit
aufmunternd zu und sandte mir einen
totelsten Seitenblick, den ich erwiderte.
Seine Wüßbegierde war grenzenlos.
So wollte er wissen, ob das „Gras“
— mein Haar — abgenommen wer-
den könnte, ob auch mein ganzer Kör-
per weiß sei, wie viel ich wohl kosten
könnte, und ob er wohl ein weißes
Weib für zwei Elefantenzähne bekom-
men könnte. Schließlich ging er fort,
reich beschenkt mit Tabak, Hühnern
und Streichhölzern. Später hörte ich,
so schließt Gerda Drachmann die
Schilderung dieser ultimen Begegnung,
daß er unsere Unterhaltung richtig
gesehen, aber hinzugefügt
habe, er hätte mich mit Geschenken
überhäuft, ich dagegen hätte ihm
nichts gegeben. Diese Naturfinder der
Tropen stecken eben voll der merkwür-
digen Widersprüche.

Die Belohnung der Volksdichter.
Der Boff. 3tg. wird geschrieben:
Ein hübsches Geschichtchen, das sich
in einer alten Zeitschrift aus den dreißiger
Jahren findet, ist wohl werth, der Ver-
geffenheit entziffen zu werden. In
Jena wirkte in den ersten Jahrzehnten
des vorigen Jahrhunderts ein Schrift-
steller in einer Druckerei mit Namen
Treunert, der nebenher die Redaktion
eines Wochenblattchens führte, in dem
er dann und wann niedliche Gedichte
veröffentlichte, die er später auch in
einem Bändchen gesammelt erscheinen
ließ. Einmal nun veröffentlichte er
das folgende Geschichtchen:

Der Weider.
Rein, ich kann es nicht verjabeigen,
Ob ich freilich gern gewollt,
Ich beneide doch die Weiden,
Und zwar wegen ihrem Gold!
Nicht das Gold in ihren Tälchen,
Nicht das Gold auf ihrem Aeid,
Rein, das Gold in ihren Klaiden,
Das betrachte ich stets mit Reid.
Hat gesagt ein hüges Mäandchen,
Heberzählend allen Weid,
Dah für jedermann ein Mäandchen
Täglich wüßte ich gemein.
Nun, so dacht ich, mußst nur fragen,
Du bist zu laune schmedt,
Ob dir jemand konnte sagen,
Wo denn woht dein Mäandchen wächst?
Nachdem dies Geschichtchen an einem
Sonntagabend in dem Wochenblatte er-
schienen war, kam einige Tage später
ein Korb mit zwanzig Flaschen besten
Rheinweins bei dem Dichter an. Dazu
kam ein Büllet mit den folgenden Ver-
sen:
Dem, der sich in Dichterweide
Schmerzgeliebt schaut und Klaiden gold,
Zei zu seines Arides Weide
Streumt etwas gern gewollt.

Die Handichrist dieser Zeilen aber
verrieth als Spenberin die Großherzogin
Maria Paulowna von Sachsen-
Weimar.

Merkwürdig.
„Ich möchte mal wissen, warum
Herr Dabber, der doch nur eine ganz
unbedeutende Stellung einnimmt und
sicher nichts zum Fortwerden hat, im-
mer so elegant gekleidet einhergeht?“
„Sehr einfach, weil er fürchtet, die
Leute würden ihn sonst für arm hal-
ten.“

„Und wie kommt es, daß der Mi-
lönär Grabber immer so schäbig ge-
kleidet ist?“
„Einfach aus dem Grunde, weil er
fürchtet, daß die Leute sonst glauben
könnten, er sei reich!“

Galant.
Dame: „Ich weiß nicht, — mir
schreibt man immer etwas in die
Schuhe.“
Herr: „Dazu sind doch Ihre
Schuhchen viel zu klein.“

Doppelhumor.
Vertrachter Baron (zum Vermitt-
ler): „Wenn Sie mit ein reiches Weib
verschaffen — ich würde Sie schwer
bezahlen!“
Vermittler: „Na, das hab' ich
schon gehört, daß der Herr Baron sehr
schwer bezahlt!“

Essert.
„Nun, Herr Doktor, was hat Ihnen
denn von der ersten Mahlzeit
Ihrer jungen Frau am besten ge-
schmedt?“
„Der Kuh her.“